

lund — Bergen — Schönl/Putbus und Carlshagen-Trassen-
heide.

II. Nach der Nordsee:

Am 15. Juli ab Dresden Hbf. 20.10, ab Riesa 21.11;
ab Leipzig Hbf. 22.32 nach Hamburg Hbf. — Am 15. Juli
ab Chemnitz Hbf. 19.49, ab Glauchau 20.27, ab Altenburg
21.18 nach Hamburg Hbf.

III. Nach Berchtesgaden Salzburg:

Am 14. und 16. Juli ab Dresden Hbf. 18.31, ab Leip-
zig Hbf. 20.09 (mit Halten in Freiberg, Chemnitz, Glauchau,
Zwickau, Altenburg, Reichenbach u. Plauen) nach Berchtes-
gaden/Salzburg.

IV. Nach München:

Am 1. und 14. Juli ab Leipzig Hbf. 20.51, ab Dresden
Hbf. 19.24 (mit Halten in Altenburg, Freiberg, Chemnitz,
Glauchau, Zwickau, Reichenbach und Plauen) nach München,
Ab Leipzig Hbf. 20.25, ab Altenburg 21.06, ab Reichenbach
22.05, ab Plauen 22.39 nach München. — Am 15. Juli ab
Dresden Hbf. 19.24, ab Freiberg 20.24, ab Chemnitz 21.18,
ab Glauchau 21.50, ab Zwickau 22.12 nach München, fernere:
Am 6. Juli ab Löbau 17.50, ab Baugen 18.12 nach
München.

V. Nach Thüringen — Frankfurt (Main):

In der Nacht vom 6. bis 7. Juli ab Löbau 23.29, ab
Baugen 23.51, ab Dresden-Neustadt 0.52 nach Weimar
— Erfurt — Eisenach — Fulda — Frankfurt (Main).

VI. Nach dem Riesen- und Glahergebirge:

Am 15. Juli ab Dresden Hbf. 11.30, ab Baugen 12.40,
ab Löbau 13.04 nach Greiffenberg (Bad Flinsberg) —
Hirschberg — Oberschreiberhau — Krummhübel/Schmiede-
berg — Glah (Mittelwalde — Rudowa-S. und Seitenberg).

Sämtliche Züge fahren nur die 3. Wagenklasse. Die
Fahrpreisermäßigung beträgt 20 v. H. für Hin- und Rück-
fahrt. Die Verkehrszeit, Verkehrszeiten, Fahrpreise und
allgemeinen Bedingungen werden in einem Uebersichtsheft
zusammengestellt, das vom 1. Juni an bei den Fahrarten-
ausgaben zum Preise von 10 Pf. käuflich zu haben ist.
Vom 8. Juni an können dann die Sonderzugfahrkarten
unter Benutzung der besonderen Bestellkarten, die bei den
Fahrkartenausgaben unentgeltlich abgegeben werden, bestel-
lt werden.

Berufe am Abgrunde des Todes.

Die tapfersten Briefträger der Welt. — Heldennut
eines Arztes im Urwalde.

Von Werner Dagsburg.

Der Benz, den wir in Deutschland mit solcher Begeisterung
begreifen, ist an manchen Punkten unseres Planeten
als Gefahrenbringer gefürchtet. Davon weiß vor anderen
der tapferste Briefträger der Welt ein Liedchen zu singen.
Wenn die Wärme des Frühlings das Eis zerbricht — und
das geschieht im hohen Norden naturgemäß ziemlich spät —
muß der Bäckere, der Picton-Insel unweit von Neufund-
land mit Post verkehrt, täglich von neuem mit den Elementen
um sein Leben kämpfen. In einfachen Eisbooten durchqueren
die Briefträger das Meer. Nur die Kraft der Ruder treibt
die winzigen Fahrzeuge durch das Wasser. Wind und Strö-
mung spielen mit den mächtigen Eisblöcken, die sich den
furchtlosen Beamten bisweilen in gigantischer Höhe ent-
gegenstellen, so daß die Bedrohten aus dem Meere flüchten
und das Boot tragen müssen.

Manchmal sind es sogar Menschen, die von den Tapfer-
ren befördert werden. Kürzlich starb auf dem Festlande eine
Frau, die von der Picton-Insel stammte und dort auch ihre
letzte Ruhestätte finden wollte. Als bald trafen sechs Post-
boten ein, die Leiche abzuholen. Sie hatten sich durch die
Eisblöcke einen Weg bahnen müssen und dabei einen Knaben
mitgebracht, der im Krankenhause eingeliefert wurde.
Zehn Stunden dauerte es, bis die Männer ihre tote Last
durch die feindlichen Elemente hindurch an ihren Bestim-
mungsort befördert hatten. Der Transport kranker Men-
schen, die von den Männern getragen werden müssen, ist
keine Seltenheit. Die also Beförderten haben ihre Ueber-
fahrt abzurufen, wenn sie bewegungsfähig sind. Es ist
auch schon vorgekommen, daß die Postboten volle zwölf
Stunden im Wasser zubringen mußten, weil sie sich von
treibenden Eisblöcken eingeschlossen sahen. Als die Nacht
hereinkam, zündeten die Inselbewohner große Transfeu-
er an, um den Vermissten den Weg zu zeigen. Aber diesen ge-
lang es erst gegen vier Uhr morgens, nahe genug an den
Hafen heranzukommen, so daß sie durch ein Boot von der
Insel erreicht werden konnten. In demselben Augenblick
traf auch — natürlich zu spät! — der Eisbrecher ein, den die
Regierung gesandt hatte.

Zu den Männern, die täglich ihr Leben aufs Spiel
setzen, gehört auch ein großer Teil der Ärzte, wiewohl
diese Gefahren von der modernen Wissenschaft und Technik
auf ein Mindestmaß herabgedrückt werden konnten. Wie
sehr diesem Berufe die Selbstaufopferung für den Mit-
menschen in Fleisch und Blut übergegangen ist, lehrt das
Beispiel des belgischen Arztes Doktor Caron, mit dem sich
vor einigen Jahren die Gerichte zu beschäftigen hatten. Er
war als Rächer seiner Familienehre zum Mörder geworden
und mußte aus dem Königstaate flüchten, wo er als be-
amteter Mediziner wirkte. Die Behörden behten Polizei-
streifen zu je zwei oder drei Mann auf die Spur des Arztes.
Aber nur der Sergeant Emil Flüssen war so glücklich, auf
die Fährte des Wildes zu gelangen. Denn die Regier hatten
sich bereits durch ihre Rauch- und Trommelzeichen verständigt,
daß ein fremder weißer Mann durch ihr Gebiet ge-
flüchtet sei. Ein seltsames Geschick fügte es, daß einer der
Menschenjäger, der Begleiter des Sergeanten, im Urwalde
in eine der Fallgruben geriet, in denen die Eingeborenen
größeres Wild zu fangen pflegen. Der späte Pfahl riß dem
Polizeibeamten den Unterleib auf. Natürlich konnte er sich
nun nicht mehr fortbewegen, und bald schwebte der Verletzte
in Lebensgefahr. Jede Hilfe schien aussichtslos, da es weit
und breit keinen weißen Arzt gab. Da aber ließ der schwarze
Hauptling, in dessen Dorf der Polizist unterkunft gefunden
hatte, die riesigen Trommeln dröhnen. Die Nachbardörfer
gaben die Botenschaft weiter: „Ein Schwerverletzter sucht ärzt-
liche Hilfe.“ Am Morgen kam die Nachricht, daß sich im Um-
kreise von fünf Tagemärschen kein heilkundiger Mann be-
finde. Aber am Mittag traf die Kunde ein, daß ein weißer
Arzt herannah. Und kurz darauf war er da: Doktor Caron,
der verfolgte Totschläger. Er hatte bereits die rettende
Grenze erreicht, als er den Hilferuf vernahm. Ohne Be-
sinnen kehrte er wieder um. Trotz der schweren Strafe, die

Besuch beim Kaiser von Java.

Bilder aus dem Land, in dem auch heute niemand Hunger hat.

Von Anton E. Zischla.

Das Flugzeug, das uns in zehn Tagen von Amsterdam
nach Batavia brachte, kreist über dem Hauptbahnhof der
Sunda-Metropole, überfliegt Hotel-Paläste, landet auf einem
erstklassigen Flugplatz.

Man fährt durch die Asphaltstraßen der Hauptstadt Ja-
vas und merkt nicht, daß die 300 000 Einwohner Batavias
ebenso unter der Krise leiden wie die Leute in New York
oder Berlin. Luxuriöse Autos, neueste europäische und
amerikanische Marken, Geschäfte, die ebenso in der Rue de la
Paix liegen könnten wie hier in Ostafrika. Gewiß, im
„Hotel des Indes“ wird weniger Champagner getrunken als
zur Zeit des Zucker-Booms. Aber noch immer muß man sich
Wochen vorher anmelden, wenn man im Braßeri-Hotel am
Tobasee, der Riviera Sumatras, ein Zimmer haben will.
Obwohl das 15 Gulden täglich kostet.

Und die Eingeborenen, die nicht in den Städten wohnen,
merken überhaupt kaum etwas von Krise und Hunger und
Unrast. Im Dessa, im japanischen Dorf, kostet das Leben pro
Tag und Kopf 3 1/2 Cent, sechs Pfennig also. Und wer nicht
selber kocht, in den Restaurants, den Warongs ist — flie-
genden Küchen, die Kaffee und Ei zum Reis servieren —
braucht im Tag auch nicht mehr als 10 Cent. Niemand
friert auf Java, niemand hungert, und niemand braucht sich
Sorgen um die Miete zu machen, denn ein paar Palmblätter
und ein paar Bambusstangen sind immer zu finden. Und
Kleider? Zwei Meter Tuch für einen Sarong genügen. Die
japanischen Kaufleute geben ihm um 60 Pfennig.

Trotzdem wird es für die Holländer immer schwerer, die
Massen im Zaum zu halten. Überall gibt es kommunistische
Auspeitscher. Die Malaien aus den Städten gehen nicht
in ihre Dörfer zurück, wenn sie arbeitslos sind, sie wollen nicht
mehr auf die Reisfelder, es gibt Unruhen. Die Holländer
versuchen mit möglichst wenig Gewaltanwendung auszu-
kommen, sie veranstalten Wettkämpfe und Tiergefechte, för-
dern religiöse Feiern und die Zeremonien der alten japani-
schen Herrscherfamilien, um die Malaien von der Politik ab-
zulenkten.

Und so kommt es, daß wir, kaum aus dem Flugzeug ge-
stiegen, mitten im japanischen Dschungel an einem Fest teil-
nehmen können, wie es farbiger und exotischer kaum zu er-
leben ist. Zehn Tage von Amsterdam fort erleben wir eine
feierliche Audienz beim Soefoehoenan von Soerakarta, beim
Kaiser von Java.

Soerakarta ist die amtliche Hauptstadt Javas. Sie hat
200 000 Einwohner, breitet sich über einen Umkreis von gut
30 Kilometer aus. Die Hütten sind im dichten Dschungel ver-
streut, unter den Palmen des Äquators versteckt.

Wir warten im Hotel, bis uns ein Beamter des Gouver-
nements zur Audienz holt. Dieses Gouvernement hat seinen
Palast unter einer Ziegelfestung, deren vier Kanonen auf
eine kleine Stadt für sich gerichtet sind, den Kraton. Dieser
Kraton — kaiserlicher Bezirk — ist von einer niederen Behem-
mauer umgeben. In ihm wohnen mehr als 20 000 Men-
schen. Und alle gehören zum Hofstaat des Schein-Kaisers,
dessen Ahnen einmal ganz Mataram beherrschten, ganz Java.
Seht ihr sein Einfluß auf seinen Harem beschränkt. Alle
Geschäfte werden von seinem „Älteren Bruder“, dem hollän-
dischen Residenten, geführt.

Als wir den Kraton betreten, werden wir von einer
Abteilung kaiserlicher Soldaten empfangen. Sie gehen bar-
fuß, in zerlissenen Hosen, vom Gürtel aufwärts aber schauen
sie wie Generale aus. Goldtressen und Orden blühen; auf
dem Hut schwankt ein mächtiger Federbusch. Die
vorsintflutlichen Gewehre sind mit einem Pfropfen
verschlossen, und auch auf dem wiegt sich ein Feder-
büschel. Ein drittes frönt die Lanzen. Wir gehen an Behm-
häusern vorbei, den Dalem der Prinzen und dem Krapoten,
dem großen Harem. Wir kommen an Djeladags vorbei,
in denen die Pferde und die Hirsche, die Affen und die Tiger
des Monarchen untergebracht sind. Überall Trauerweiden
und überall Palmen, Orchideen, dichtes Grün, das die Arm-
seligkeit der Gebäude verdeckt.

Keiner wartete. Nach drei Tagen hatte er den Kranken ge-
rettet. Dann erst entwich er endgültig. Der Sergeant
Flüssen mußte dann einen amtlichen Verweis dafür ein-
stecken, daß er den Verbrecher hatte entkommen lassen.
Wider konnte man ihn nicht bestrafen.

Von Gefahren umlauert ist auch das Leben der Forscher,
die sich mit der „Kultur“ der primitiven Völker beschäftigen.
Und unter all den Karikäten, für die sich die Gelehrten und
die Völkerkundemuseen interessieren, stehen oben die —
Menschenköpfe, die bemalten Siegestrophäen, die der waf-
fergewaltige Australier vom Kumpfe des unterlegenen
Feindes zu trennen pflegt. Natürlich haben die Weißen den
barbarischen Brauch längst durch schwere Strafen aus der
Welt geschafft, wenn es auch sehr befremdlich klingt, daß es
überhaupt noch diese unheimliche Ware gibt. Die Eng-
länder verfehlen denn auch nicht, sich von Bewaffneten be-
gleiten zu lassen, wenn sie den streitbaren Wilden einen Be-
such abstatten. Die dunkelhäutigen Männer erwarten das
Kommen der Weißen in voller Kriegsausrüstung. Die
Weiber sorgen durch Trommelschlagen für den Ohren-
schmaus. Der Preis für einen Menschenkopf ist fest: eine
Ranne Spiritus. Auf Feilschen lassen sich die finsternen
Männer von Neuguinea nicht ein. Kann man es ihnen ver-
denken? Bei dieser Ware?

Neues aus aller Welt.

— **Selbstmord im Fabrikschornstein.** In Barcelona hat
ein Schornsteinfeger auf eigenartige Weise Selbstmord ver-
übt. Nach Besteigung eines etwa 30 Meter hohen Fabriks-
schornsteins warf er einen mit Steinen beschwerten Brief
ab; gleichzeitig stürzte er sich in den Schornstein. Aus dem
Inhalt des Briefes, der sofort gefunden wurde, geht hervor,
daß der Schornsteinfeger freiwillig aus dem Leben scheiden
wollte. Seine Leiche konnte noch nicht geborgen werden,
da der Körper im Innern des Schornsteins sich zwischen zwei
Vorprüngen festgeklemmt hat.

— **Schmugglerware im Aufreißer.** Durch die Anzeige
eines Chauffeurs kam die tschechische Grenzpolizei einem be-
absichtigten Schmuggler auf die Spur. Der Privatchauffeur
eines Millonärs aus Jägerndorf, der vor einiger Zeit ent-

Es ist ein großer Festtag, und so ziehen neben uns noch
viele andere Gäste zum Palast. Würdenträger in zerlissenen
Hautschuhen, aber mit prächtigen, roten und gelben seidnen
Sonnenschirmen.

In einem großen quadratischen Hof, den ein chinesischer
Turm überblickt, wartet man auf die Audienz.

Ein Zeremonienmeister in roter Uniform kommt, ge-
leitet uns zum „Nägel der Welt“. Er sitzt auf einer Art
Büffel aus blauer Seide unter einem goldenen Thron-
himmel aus sechs übereinander gefesteten Schirmen. Er
trägt den Kelch, die topfförmige javanische Kopfbedeckung
aus geflochtenem Stroh, und eine holländische Generals-
uniform. Rings um den Thron stehen Rauschpfeifen,
und der Kaiser ist eingehüllt in einen blaugrauen Nebel.
Seine Finger sind mit Ringen überladen, das Gesicht ist ge-
schminkt, es sieht aus wie eine alte Östermaste. Der Kai-
ser laut Betel, und nur wenn er in einen goldenen Napf
spuckt, den ihm vier Höflinge hinhalten, kommt Leben in
das Gesicht. . . .

Man verbeugt sich vor dem „Hüter des Kerapi und des
Soembing“, und der Kaiser macht eine Grimasse. Man
verbeugt sich noch einmal und setzt sich auf einen der zwanzig
Lehnstühle, die für die Europäer bestimmt sind und die
aus einem ärmlichen Schiffswarbesaal zu stammen scheinen.
Die eingeborenen Würdenträger sitzen auf der Erde, nackt
die Hüfte und nackt Brust und Schultern. Die Eillette
schreibt das vor, denn der Herrscher soll die Herzen seiner
Untergebenen schlagen sehen.

Hinter dem Thron steht eine Abordnung des Harems.
Pfaunenfedern im Haar als Zeichen ihrer Würde. Mit Perlen
bestückte Sarongs fallen über die Hüfte, die nie ein Mann
sehen darf. Die Brüste und Arme sind nackt.

Chinesen sind jetzt in den Thronsaal gekommen, eine Ab-
ordnung der chinesischen Kaufleute von Java. Sie sind bei
den Japanern ebenso unbeliebt wie bei den Weißen der
Kolonie, aber der Kaiser von Soerakarta muß sie wohl emp-
fangen. Sie sind eine politische und vor allem eine wirt-
schaftliche Macht. Aller Handel ist in ihren Händen, sie
allein verleißen Geld.

Als die Audienz zu Ende ist, sehen wir uns den Aufzug
des großen Harems an. Dieser Harem ist augenblicklich von
356 Damen besetzt. Ihnen schließen sich 150 Prinzessinnen
reinen Blutes an, 130 halbblütige Prinzessinnen, 340 noch
weniger reinblütige Prinzessinnen und 180 Mütter rechtmä-
ßiger Kinder des Kaisers. Der Zug wird von den zwölf
Favoriten und von der augenblicklichen Lieblingsfrau be-
schlossen. Sie schreitet unter einem zylindrischen Schirm
dahin, an dem goldene Glöckchen hängen. Ihr brauner,
glatter Leib ist nackt bis auf einen Sarong aus Pfaunen-
federn. Sie trägt keinen Schmuck, keine Brillantdiademe
wie die anderen Haremdamen, hat keinen Stöckfächer und
keine Paradiesreißerfedern im Haar. Ihre Schönheit aber
ist berauschend. Eine Garde von hundert Jungfrauen um-
gibt sie, Kinder noch, die einmal in den Harem eintreten
werden. Sie tragen Krise — Dolche — und Bambushelme
mit Affenschwänzen daran.

Auf ein Zeichen werfen sich alle Frauen, alle Soldaten,
alle Festgäste in den Staub. Für einen Augenblick scheint
der Kaiser wieder die alte Macht zu haben, die unum-
schränkte Gewalt über Leben und Tod seiner Untertanen.
Sein Gesicht ist starr, er scheint an seine göttliche Sendung
zu glauben.

Neben ihm aber steht der holländische Resident, um drei
Stöße größer, ein weißer Riese. Sein Gesicht ist sorgenvoll,
tiefe Falten sind um den schmalen Mund des Holländers
eingeschritten.

Es ist nicht mehr leicht, dieses Riesenreich zu regieren.
Oft möchte er, daß der Kaiser von Java noch selber all die
Sorgen hätte, auch größere Aufgaben als die, seinen Harem
neu zu organisieren.

lassen worden war, hatte erfahren, daß sein früherer Arbeit-
geber mit seiner Gattin nach Deutschland reisen wollte. Er
beobachtete den Wagen des Millonärs, den der Befizier
selbst steuerte und sah, daß vor der Abfahrt das linke Vorder-
rad ausgewechselt wurde. Der Chauffeur schöpfe Verdacht
und machte die Grenzpolizei auf den Wagen des Millonärs
aufmerksam. Als das Auto an der Grenze ankam, wurde
es angehalten. Man forderte die Insassen auf, auszusteigen
und machte sich an die Durchsuchung des Wagens. Auf An-
ordnung des Chauffeurs montierten die Beamten das be-
zeichnete Vorderrad ab und fanden im Reifen versteckt einige
wertvolle Edelsteine ohne Fassung und die ansehnliche
Summe von sieben Millionen Tschekobanknoten. Der Millio-
när und seine Gattin wurden daraufhin festgenommen, und
der Chauffeur, der den beabsichtigten Schmuggel verraten
hatte, erhielt eine angemessene Belohnung.

— **Der Brillantring in der Sammelbüchse.** Eine unge-
wöhnliche Ueberraschung erlebte der Rißter einer Londoner
Kirche, als er nach dem Gottesdienst die Sammelbüchse, die
am Eingang für milde Gaben aufgestellt ist, öffnete. Unter
den kleinen Münzen befand sich ein sorgsam in weißes Pa-
pier eingewickelter Gegenstand. Als er die Hülle entfernte,
funkelte ihm ein kostbarer Brillantring entgegen. Nach
größer wurde seine Ueberraschung, als er in der Büchse noch
einen goldenen Manschettentopf von feinsten Zifferarbeit
entdeckte. In die Schmuckstücke waren die Namen zweier
Juweliere eingepreßt, die sich jedoch an zwei ganz entgegen-
gesetzten Enden der Weltstadt befinden. Ob zwischen den
beiden kostbaren Almosen ein Zusammenhang besteht, weiß
niemand. Die Kirchenbehörde, der dieser Fund gemeldet
wurde, hat auch nicht herausbekommen, ob der geheimnis-
volle Spender sich nur eine besonders romantische Art aus-
gesucht hat, Wohlthätigkeit zu üben, oder ob die Schmuckstücke
durch ein Versehen in die Sammelbüchse geraten sind. Auf
jeden Fall wird der Erlös, den man aus dem Verkauf der
Kleinodien erhält, vielen armen Familien Hilfe bringen.
Die Spenden, die die Kirche sammelt, dienen nämlich zur
Beschaffung von Lebensmitteln und Einrichtung von Speise-
anstalten für arme und trunksüchtige Kinder aus den Londoner
Gendarmvierteln. Der Verkauf der beiden Schmuckstücke
dürfte eine ansehnliche Summe einbringen, die dazu aus-
reicht, zweitausend arme Londoner Kinder satt zu machen.